

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Heinrich Albertz, Wolfgang Herles

Wir dürfen nicht schweigen

Ein politisches Gespräch mit Wolfgang Herles

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Bad Wörishofen, 19. Oktober 1992

Herles:

Herr Albertz, vorgestern wurde Willy Brandt zu Grabe getragen. Sie haben das hier in Bad Wörishofen am Bildschirm mitverfolgt. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie daran denken, zu welcher Zeit dies geschieht?

Albertz:

Nun ja, der Zeitpunkt seines Todes traf uns ja nicht unvorbereitet. Es geschah zu einem Zeitpunkt der Wende, zu einer Zeit, in der keiner von uns genau wissen kann, wie es weitergeht, und insoweit ist das Sterben dieses Mannes genau in diesen Wochen und Monaten auch von einer besonderen Bedeutung. Für mich – Sie haben eben danach gefragt – brachte es eine Fülle von Gedanken und Gefühlen, und ich schäme mich dieser Gefühle auch gar nicht. Aber wenn ich jetzt sagen würde, wir waren Freunde, dann würde er bestimmt ein bißchen lächeln, schließlich hat er sehr auf Distanz gelebt. Ich erinnere mich noch der ersten Wochen und Monate unserer unmittelbaren Zusam-

menarbeit, wie schwierig es war, ihn aus dieser selbstgewählten Isolierung herauszubringen. Er hat mich ja zum Chef der Senatskanzlei berufen, was merkwürdig war, daß er mich als einen Nichtberliner dorthin holte, das heißt also von draußen, vielleicht war es für ihn die einfachste Lösung, weil viele andere es werden wollten. Ich saß sozusagen Tür an Tür mit ihm, nur durch zwei Vorzimmer getrennt, und in diesen ersten Monaten war es eigentlich so, daß er außer Egon Bahr, dem inzwischen verstorbenen Dietrich Spangenberg und mir kaum einen zu sich ließ. Es war sehr schwer, ihn aus dieser Distanzierung herauszuholen.

Herles:

Wie ist diese Distanz erklärbar? Brandt war doch mehr als populär, viele Menschen haben ihn geliebt. Wie paßt das zu dieser Distanz?

Albertz:

Das muß man zuerst einmal mit einem kleinen Fragezeichen versehen. Ich weiß nicht ganz genau, ob sie ihn zu jenem Zeitpunkt, von dem wir sprechen, schon geliebt haben. Das war schließlich Mitte, Ende der fünfziger Jahre. Das war zur Zeit all dieser großen Ereignisse, in denen er sich zu bewähren hatte, und es war ja keineswegs unumstritten, daß er der Nachfolger von Otto Suhr werden würde. Es hat damals diese schrecklichen Berliner Parteikämpfe gegeben, für die

der Landesverband der Berliner SPD schon in den Jahrzehnten vor der Nazizeit übel bekannt war – das hab ich ja noch miterlebt. Da hat die Gruppe um Franz Neumann – das war sein großer Gegenspieler – zu verhindern versucht, daß er Regierender Bürgermeister wird, obwohl sie eigentlich gar keinen eigenen Kandidaten hatte, denn Franz Neumann selber hätte das gar nicht machen können. Also, von geliebt konnte damals noch gar nicht die Rede sein.

Herles:

Ist er immer ein distanzierter Mensch geblieben?

Albertz:

Er ist immer ein distanzierter Mensch geblieben.

Herles:

Trotz der großen Zuneigung, die ihm so oft entgegen-schlug?

Albertz:

Trotz der großen Zuneigung, vor der er sich fast ein bißchen fürchtete. Also das berühmte Bad in der Men-ge hat er auf der einen Seite – wie jeder – genossen, auf der anderen Seite war es ihm peinlich, war nicht seine Art. Ja, woran lag das? Wohl sicher auch an seinem Lebensweg, der vielleicht am besten als merkwürdig beschrieben werden kann. Ruth Brandt hat jetzt gera-

de ihr Buch veröffentlicht, in dem sie die Schwierigkeiten dieses Mannes sehr eingehend beschreibt, der da in norwegischer Uniform nach Berlin kam und auch entsprechend angegriffen wurde, diese wirklich bösar-tigen Dinge aus dieser Zeit, die Mitte oder Ende der fünfziger Jahre noch nachwirkten. Dieser Spießbürger-quatsch, der, von Herrn Adenauer angestoßen, durch alle Medien ging, uneheliches Kind und falscher Na-me, aus dem Ausland gekommen und in fremder Uni-form, weiß der Himmel, was da alles kam. Das hat ihn damals doch sehr geschmerzt. Damit ist er eigentlich erst sehr viel später fertig geworden, als er aufgenom-men war von den Berlinern, und nicht nur von ihnen; nach außen hat er sich ja nie dazu geäußert, es war ihm einfach zu schmutzig. Aber das war einer der Gründe für seine Distanz zu Menschen. Dann muß man auch wissen, daß zu jener Zeit die Verwaltung der Stadt Berlin – jetzt mal rein strukturell –, was die Möglich-keiten anging, diese eingeschlossene halbe Stadt halb-wegs vernünftig politisch zu verwalten, in den ersten Jahren doch sehr, sehr schwierig war. Also ich sag ja, der Titel Regierender Bürgermeister war eine Hoch-stapelei. Den hat es, glaube ich, nur einmal in der Nazizeit in Hamburg gegeben, und für Berlin hat ihn damals Otto Suhr oder noch einer vor ihm erfunden. Es gab nichts zu regieren, denn man war unter dem Helm der Besatzungsmacht, aber diese Geschichte war außen kaum spürbar.

Herles:

Eigentlich müßte man diesen Titel jetzt abschaffen.

Albertz:

Eigentlich müßte man ihn abschaffen. Ich habe auch mit Herrn Diepgen, als ich ihn vor ein paar Wochen gesehen habe, ganz offen darüber geredet und ihm gesagt: »Laß doch endlich mal das blöde ›Regierender‹ weg. Hauptsache, du bist ein Bürgermeister.« Da sagte er dem Sinne nach: »Ja, Bürgermeister allein ist schon schwierig genug.« Diese merkwürdige Situation hat intern zu allen möglichen Konflikten geführt. Ich habe zwei bleibende Erinnerungen, was die unmittelbare Zusammenarbeit mit den Schutzmächten – wir nannten sie Schutzmächte, in Wirklichkeit waren es natürlich Besatzungsmächte – anbelangt. Das eine war die Geschichte, als er mal die Nerven verlor, weil ein Franzose, ich glaube, es war ein Franzose – es waren ja immer die Franzosen –, seine Besatzungsmacht ausspielte. Er stand einfach auf, sagte, er habe keine Lust, sich hier weiter als eine Art Befehlsempfänger behandeln zu lassen, und ging raus – wozu damals viel gehörte. Und dann eben die berühmte Szene am 13. August 1961, als wir mit viel Mühe die Kommandanten, die ja genau wußten, was passierte, aus den Betten geholt haben. Die schliefen, die Herrschaften, und waren dann um elf oder halb zwölf zu einer Begegnung mit Willy Brandt gebeten, den ich erst aus Westdeutsch-

land holen mußte – er war unterwegs, auf Wahlreise. Bei dieser Begegnung herrschte eine eisige Atmosphäre, bei der deutlich wurde, daß diese vielberedete Zusammenarbeit, dieses Vertrauensverhältnis, doch sehr problematisch war. Aber wenn es wirklich ernst wurde, wenn extreme Situationen kamen, war zu spüren, daß es mit dem »Regieren« nicht so weit her war. Das ist die eine Seite. Und die deutsche Seite, die städtische Seite – das muß man auch wissen –, praktisch die ganze Berliner Verwaltung, die gab's anfänglich gar nicht. Als ich einzog ins Rathaus, gab es nur den eingangs geschilderten einsamen Willy Brandt, einen Pressechef und einen Protokollchef. Und die einzelnen Ressorts, also die Fachverwaltungen, machten alle, was sie wollten. Ich habe dann sehr lange Zeit gebraucht, um ihn davon zu überzeugen, daß wir etwas unternehmen mußten, und so haben wir vier oder fünf qualifizierte Beamte in die Senatskanzlei geholt, die das Gegenüber zu den jeweiligen Fachressorts waren, weil wir ja von nichts eine Ahnung hatten und die abenteuerlichsten Dinge passierten. Erst ganz langsam wurde dann eine politische und sachliche Führung durch Schöneberg möglich, mit vielen Schwierigkeiten und, noch mal ganz ehrlich, mit einem sehr reduzierten Interesse der Beteiligten. Wenn ich morgens um neun zum Vortrag erschien – das hatte ich unter Mühen langsam eingeführt –, erschien er, der arme Kerl, mürrisch und kaum ausgeschlafen. Wenn ich also zum Vortrag erschien,

meist als einziger am Vormittag, dann wollte er gar nicht hören, was alles passiert war, sondern sagte nur: »Mach du das mal oder laß das den mal machen, das ist doch alles gar nicht so schrecklich wichtig.« Das laufende Geschehen in der Stadt war ziemlich weit weg von ihm, und zudem hatten die Bezirke – ich muß das nun hinzufügen – ja eine erstaunliche Selbständigkeit. Es waren zwölf westliche Bezirke, die zunächst einmal parteipolitische Erbhöfe waren. Es hat sich erst spät, zuerst in Zehlendorf und in den bürgerlichen Bezirken, geändert, daß die auch sozialdemokratische Bürgermeister bekamen. Gerade die sozialdemokratischen Bürgermeister taten alles, um deutlich zu machen, daß die Hauptverwaltung nicht viel zu sagen hatte, und sie hatten leider formal recht, denn in dieser blödsinnigen Berliner Verfassung, mit der wir damals zu leben hatten – sie ist, glaube ich, bis heute kaum geändert worden –, war den Bezirken praktisch fast alles zugewiesen worden, auch sicher aufgrund der alliierten Einflußnahmen, denn das spielte ineinander, da gab's die amerikanischen Bezirke, die britischen Bezirke und die zwei französischen, die fast Ausland waren. Wenn man in die zwei französischen Bezirke kam, Wedding und Reinickendorf, dann wurde einem ziemlich deutlich, daß die da mehr mit den Besatzungsmächten als mit dem Rathaus Schöneberg zu tun hatten. War schwierig, sehr schwierig. Aber ich betone, damit hier kein falscher Eindruck entsteht, das bezieht

sich alles auf das laufende, alltägliche und, wie ich zugeben muß, oft auch sehr langweilige Geschäft. Immer dann, wenn die Dinge schwierig wurden, war Willy Brandt ganz da, sowohl an seinem Schreibtisch, wo er dann Gott und die Welt hinzitierte, wie dann eben auch in der Menge. Also da gibt's die berühmten Beispiele, die oft genug erzählt worden sind. Das erste große Ereignis war – das ist heute fast vergessen – ja nicht der Bau der Mauer, sondern der ungarische Aufstand 1956, der auf Berlin eine ganz gefährliche Wirkung hatte. Und er hat dann an einem Dienstag – der Aufstand muß ja wohl an einem Sonntag begonnen haben, so was passiert ja immer sonntags –, da hat er sich dann vor das Volk gestellt und hat eine sehr schwierige Rede gehalten. Auf der einen Seite mußte er deutlich machen, wie sehr er mit dem Herzen auf der Seite dieses geknebelten Volkes stand, und auf der anderen Seite mußte er verhindern, daß nun die ganze aufgeputschte Westberliner Bevölkerung zur offenen Grenze marschierte – da gab's ja noch keine Mauer, und es war alles noch sehr gefährlich –, und dorthin ist er dann auch gegangen und hat für Ruhe und Ordnung im besten Sinne des Wortes gesorgt. Das war 1956. Nur ein Beispiel. Dann waren diese Jahre ausgefüllt – nun sage ich etwas, was die Leute vielleicht erstaunt – mit der, wie ich im nachhinein feststelle, ein bißchen aufgeblasenen Geschichte mit dem sogenannten Chruschtschow-Ultimatum. Der Chruschtschow hat-

te ja wirklich ein Ultimatum, irgendeine Frist gestellt, bis dann und dann müsse West-Berlin erstens eine freie Stadt sein ...

Herles:

... er meinte, eine entmilitarisierte Stadt!

Albertz:

Ja, und zweitens ein drittes deutsches Staatsgebiet. Das war noch wichtiger als die entmilitarisierte Geschichte. Ein drittes deutsches Staatsgebiet, das es, unter uns gesagt, rein staatsrechtlich sogar war. Das fing mit den Briefmarken an, wo Deutsche Bundespost Berlin draufstand.

Herles:

Westberliner waren auch vom Wehrdienst befreit.

Albertz:

Mit all diesen Sonderrechten jeder Art. Jetzt lass' ich mal die Wohltaten alle weg, also die Subventionen und so was. Es ist ganz richtig, daß es keinen Wehrdienst gab, keinen Ersatzdienst und so weiter, daß eben dieses Gebiet immer ein bißchen was anderes war, sosehr wir uns auch immer wieder bemühten und sagten, wir seien ein Bundesland. Wir waren's eben nicht. Und in dieser Zeit ist Willy Brandt durch die ganze Welt gefahren und hat überall gegen die Idee

einer freien Stadt West-Berlin geredet und gekämpft. Das interessierte, glaube ich, die Leute gar nicht so sehr. Die interessierte der Mann. Ich glaube, der interessierte damals schon. Und es hat ihm auch großen Spaß gemacht. Ich saß in der Zeit mit dem der CDU angehörenden und von mir übrigens hochgeschätzten Bürgermeister Franz Amrehn allein im Rathaus. Und wir haben dann also so gut es ging in dieser fast ein Jahr dauernden Reisezeit des guten Willy Brandt versucht, die Dinge richtig zu machen. Er hat das Ultimatum sehr ernst genommen. Im Gegensatz zu mir. Ich hab' das alles eigentlich nie sehr ernst genommen, denn es war ja völlig unreal. Es konnte niemand die Alliierten zwingen, aus der Stadt rauszugehen, es konnte auch niemand die Bundesrepublik Deutschland zwingen, für West-Berlin jetzt auch offiziell den festgelegten Sonderstatus zu etablieren. Aber er hat damals – das muß so Ende der fünfziger Jahre gewesen sein – und das war wohl auch gar nicht falsch –, er hat dadurch die Berliner Dinge in aller Welt bekannt gemacht.

Herles:

Wenn ich sehe, wie Bundeswehroffiziere den Sarg von Willy Brandt die Freitreppe des Reichstages hinabtragen, wirkt das auf mich fremd, es stört mich. Ich finde, dieses Ritual paßt überhaupt nicht zu Willy Brandt.

Albertz:

Ja, Sie können sich denken, was ich für Gefühle dabei hatte, als ich das sah. Zum Glück fiel ja ab und zu die Kamera aus. Aber es reichte. Das war so fremd, unendlich fremd. Also erstens ist dieses ganze Zeremoniell fast mittelalterlich. Damit will ich niemandem zu nahe treten, die Offiziere mit ihren komischen Stahlhelmen haben das sicher alles sehr ernst gemeint, aber es war so fremd, wie man es sich nur vorstellen konnte. Der hätte da rausgetragen werden müssen, und da hätte das Volk – es standen ja viele Hunderte oder Tausende da – von ihm Abschied nehmen können, und dann wäre er mit dem Wagen nach Zehlendorf gefahren worden. Dieses Zeremoniell war ganz fremd, paßte überhaupt nicht zu ihm, obwohl er immer, von Anfang an und über die ganzen Jahre hin, das muß ich ehrlicherweise hinzufügen, und vor allem in seiner eigenen Partei zum Aufbau der Bundeswehr gestanden hat und die Bundeswehr für ihn ein unverzichtbarer Teil staatlicher Gewalt und Repräsentanz der Bundesrepublik war – und mit dieser Haltung war es schwierig damals in der SPD. Aber trotzdem, er selber, er war ein so eingefleischter Zivilist, hat damit nicht das geringste am Hut gehabt

Herles:

Liegt es an unserer Zeit – Sie sprachen von der Wende, die der Tod Willy Brandts markiert –, daß uns der